

Rainer Otte

PhilDogs. Neun philosophische Hundesparziergänge ohne Leine

Vorwort

Hunde tolen so verrückt herum, dass es nur so eine Freude ist. Philosophen könnten das eigentlich auch. Gewiss, ihnen fehlt bisweilen die Eleganz und Wendigkeit der Bewegung – die aber auch nicht jeder Hund mitbringt. Oder sie gelten allgemein eher als schwerfällig, weil hohe Kopflast zu rudern- den Ausgleichsbewegungen zwingt. Ein übles Vorurteil sagt ihnen nach, sie gingen insgeheim an einer Leine, vielleicht die einer Schule oder anderer Loyalitäten, und irgendeine „Ein- sicht“ hindere sie daran, sich loszumachen. Das ist natürlich so unsinnig, als erkläre man, nur der Hund an der Leine wäre der wahre Hund.

Nein, es gilt, miteinander rumzutollen, ja zusammen etwas wilder zu denken; ganz so, wie das der französische Ethnologe Claude Lévi-Strauss beschrieben hatte, als er ein unscheinbares französische Wort erklären wollte: „In seinem ursprünglichen Sinn lässt sich das Verbum *bricoler* auf Billard und Ballspiel, auf Jagd und Reiten anwenden, aber immer, um eine nicht vorgezeichnete Bewegung zu betonen: die des Bal- les, der zurückspringt, des Hundes, der Umwege macht [...]“ (Lévi-Strauss 1977, S. 29). Umwege: Da weiß man vorher nie, wohin die Reise geht. Man wittert da was. Man geht mal eben was ausprobieren, was selber machen. Selber denken! Das müsste jedem Philosophen einleuchten.

Das ist der Sinn der *Bricolage* zu Philosoph und Hund, die auf den nächsten Seiten zu lesen ist. Der Hund im philosophi- schen Glanz-, Schlag- und Dämmerlicht ist manchmal nasen- nah und schwanzwedelnd bei dem, was die Denker umtreibt.

Natürlich ist die Tendenz einiger Philosophen zu beklagen, die Welt – oder den Hund – bestenfalls als kleinformatiges Beispiel ernstzunehmen, eben wenn sie schön ins Begriffskonzept passen. O ja, auch Beispiele können sich rächen, vor allem, wenn es Hunde sind! Ich will's noch nicht verraten, aber wir werden was erleben, von der antiken griechischen Philosophie über Goethe und Marx bis hin zur aktuellen biomedizinischen Ethik!

Die Ansichten über den intellektuellen, den moralischen oder den praxisphilosophischen Status der Hunde gehen bei Dichtern und Denkern bis ins Extrem auseinander: Hier ist Bello der verkleidete Teufel, dort das Engelchen auf vier Beinen. Der Hund ist ein strohdummer Vielfraß, sagen die einen, während andere die Klugheit und Opferbereitschaft des Hundes nicht genug loben können („Teilt die letzte Zigarette!“). Dazwischen liegen Schattierungen aller Art. Hunde blamieren den Menschen nicht, weil sie dümmer sind als er – was der Mensch durchaus ertragen könnte. Schlimm wird's, wenn sie ihn erkennen lassen, dass er selbst dümmer ist, als er dachte. Diese profunde Erfahrung zu vermitteln liegt, seit Sokrates, durchaus im *Mainstream* philosophischer Kritik; das lässt sich leider nicht umgehen.

Was bildet sich der Mensch auf seine Geistes- und Erfindungsgaben ein! Hunde probieren, schreibt Robert Musil im *Mann ohne Eigenschaften*, so lange herum, bis irgendetwas plötzlich klappt und sie bekommen, was sie wollen. „Einfach nur Glück gehabt mit *Trial and Error*“, sagt der Mensch zum Hund – und macht es nicht viel anders, schreit aber bei jedem Fund laut „Heureka!“ und preist seine übernatürlichen Fähigkeiten (vgl.: Musil 1978, S. 112; Otte 2015, S. 54-57).

Die Überlegenheit der Hunde anzuerkennen fällt menschlichem Selbstbewusstsein selten freiwillig zu. Das gemahnt an die großen narzisstischen Kränkungen, die den Geist der

aufgeklärten Moderne durchziehen. Sigmund Freud brachte sie auf den Punkt: Die Erde ist nicht der Mittelpunkt des Universums, der Mensch gehört in die evolutionäre Reihe der Lebewesen und sein Geist ist nicht einmal Herr im eigenen Haus. Schopenhauer hätte das, so Freuds seltenes Philosophenlob, schon früh gesehen (Freud 1999) – und wir werden im Folgenden die Rolle von Schopenhauers Hund exemplarisch beleuchten.

Wenn Hunde Pate stehen bei der Geburt philosophischer Gedanken, bleiben sie doch zumeist im Dämmerlicht; kaum jemand nimmt sie als graue Eminenz im Schatten wahr. Selbst der Erfinder des Indizienparadigmas, Carlo Ginzburg, ließ frühgeschichtliche Menschen Spuren und Fährten lesen, ohne sie von den unerreichten Schnüfflexperten, den Hunden, begleiten zu lassen oder bei ihnen in die Lehre zu schicken (vgl.: Ginzburg 1983, 69 ff.). Die philosophischen Meriten der Nase sind – mal mit, mal ohne Hund – einigen Philosophen nicht entgangen; wir werden ihnen bei Lichtenberg und Nietzsche begegnen.

Ob es den Hunden nun passt oder nicht: In der Menschenwelt sind sie von menschlichen Stückeschreibern und Dramaturgen umzingelt. Im Welttheater der Philosophen schreiben sie ihre Rollen auch nicht selbst. Aber einigen Dichtern und Denkern gelingt es durchaus, die Hunde anders wahrzunehmen. Da ist man schnell bei der Frage, welche Rolle der Mensch eigentlich für den Hund spielt. Und da ist, mit Gottfried Benn, auch manch garstiger Ton zu hören:

„Das Sakramentale –
schön, wer es hört und sieht,
doch Hunde, Schakale,
die haben auch ihr Lied.“ (Benn 2003, S. 311)

1.

Hundephilosophen: Böse Stimmen riefen es dem Diogenes von Sinope nach, er kokettierte mit der Lebensweise von Hunden. Diogenes pfeife auf die Sitten und fälsche Geld, wie es ihm passe. Er lungere herum und schlafe im Dreck. Ein gesittetes Leben wolle er nicht führen und streben oder feilschen schon gar nicht. Das verdiene doch für alle Zeiten den Namen „Kynismus“ (von griech. *kyon* = Hund). Diogenes nahm ihn mit Stolz an, so lautet der späte Bericht des römischen Philosophiehistorikers Diogenes Laertius: „Als man ihn [Diogenes von Sinope; R.O.] fragte, welches Verhalten ihm den Namen Hund verschafft habe, erwiderte er: ‚Die mir eine Gabe reichen, umwedle ich, die mir nichts geben, belle ich an, und die Schurken beiße ich‘“ (Diogenes Laertius 1967, I., S. 325).

Die Athener machten bei dieser euphemistischen Umdeutung des Schimpfwortes „Hund“ nicht mit. So sprach sich das böse Wort „Hund“ bald herum und wird bis heute weltweit weitergetratscht. Nicht jeder, den Diogenes selbst als „Hund“ titulierte, rückte auf in den Kreis seiner kynischen Genossen. Schimpf bleibt Schimpf: „Als er auf dem Markte sein Frühstück verzehrte, riefen ihm die Umstehenden fortwährend zu ‚Hund‘, er aber erwiderte: ‚Ihr seid Hunde, da ihr euch um mich, den Essenden, herumdrängt.‘ Als zwei Weichlinge sich vor ihm versteckten, sagte er: ‚Nur keine Angst, ein Hund frisst kein Grünzeug‘“ (Diogenes Laertius, ebd.).

Das klang gar nicht gut. Da mochte einer den anderen nicht. Philosophen, im Wortsinne Freunde der Weisheit, entpuppten sich überhaupt nicht als Freunde anderer Philosophen, sobald der Hund in Sichtweite ihrer Diskurse kam. Der Leidtragende war, wie immer, der Hund, dessen Name zum verbalen Wurfgeschoss mutierte. Der als Hund titulierte Mensch fragte sich nicht nach Philosophenart, was denn

wohl mit diesem Wort gemeint sei und ob es, triftiger Kritik unterzogen, nicht durch ein besseres zu ersetzen wäre, um keinem Vorurteil aufzusitzen. Der Hunde-Diskurs markierte das Ende des philosophischen, dies aber glücklicherweise noch fern der körperbetonten Brachialtaten. Oder er wurde, wie bei Diogenes Laertius, zum pikanten Bestandteil skurriler Lebensbeschreibungen, deren Unterhaltungswert freilich nicht zu unterschätzen ist.

Leider wurde auf diese Weise gutes Hundeimage philosophisch für lange Zeiten verdorben. Hunde konnten sich im Philosophenkreise abmühen, wie sie wollten. Es nutzte rein gar nichts, dass sie mannigfache Vorbilder höchst respektierender Verhaltens ablieferten – sie entgingen diffamierender Rede doch nicht. Sobald ein Mensch terminologisch in ihre Meute eingereicht wurde, war er untendurch. Zwecklos, Homer ins Feld zu führen, der eine der erschütterndsten Hundegeschichten zu erzählen wusste: Nach zwanzigjähriger Irrfahrt erreicht Odysseus endlich die Heimat Ithaka; unerkannt tritt er in seinen Palast. Argos, der steinalte und von Ungeziefer zerfressene Hund, den Odysseus zwanzig Jahre zuvor selbst erzogen hatte, hebt das Haupt, spitzt die Ohren, ist aber zu schwach, sich zu erheben und Odysseus zu begrüßen. Schon „umhüllte der schwarzen Schatten des Todes“ den Hund, der wohl nur für diesen einen Moment überlebt hatte und nun das Zeitliche segnete (vgl.: Homer, Odyssee, XVII, 290-327; hier: 325; S. 677).

Die philosophischen Diskurse ließen wenig Rücksicht für derlei Hundetragik erkennen. Sie räumten den Hunden nicht einmal eine Nebenrolle ein, die der Großtat des Argos angemessen gewesen wäre. Es wäre allzu leicht möglich gewesen! Wer hört philosophischen Dauerausführungen geduldiger zu als der Dackel, der von Zeit zu Zeit eine Augenbraue hochzieht und Bedenklichkeit zur Schau stellt? Wer hält die

blökende Schülerschar besser zusammen als der Hirtenhund? Ferne Welten erschnuppern die vierbeinigen Freunde mit hellwacher Miene, die von der Geistesabwesenheit der momentanen Umwelt gegenüber zeugt, weil sie schon dem Kommenden zugewandt ist, ja dessen teilhaftig wird. Ist das nicht ein allzu deutliches Bild für die Sinnsuche, die auch die Philosophen umtreibt?

Seriöses philosophisches Denken hatte schon in der griechischen Antike die gute Sache des Hundes keineswegs aufgeben wollen. Beherzt stemmten sich philosophische Schwergewichte wie Sokrates, Platon und Aristoteles gegen die Versuchung, den Hund einfach ans Schimpfwort anzuketten. Seit Aristoteles singt die Philosophie das Hohelied der Freundschaft, dessen erste Strophe in der Natur erklinge (Aristoteles 1985, 1155a, S. 181) – wer könnte Hunde hierin übertreffen? Vor der Belastbarkeit der Hundetreue erblasst manch menschlicher Schwur.

Die philosophischen Wächter, mit denen Platon seinen Idealstaat bestücken wollte, hatten nicht ganz zufällig etwas vom Hund: Scharfes Wahrnehmungsvermögen, Behändigkeit, Stärke und Tapferkeit zeichneten beide aus. Noch wichtiger war, dass sie unterscheiden konnten und „gegen die Ihrigen sanftmütig und nur gegen die Feinde zornmütig sein [sollen]“ (Platon 2004, S. 73). Dafür müssen sie lernen, wer Freund und wer Feind ist – nach Platon eine durchaus philosophische Aufgabe und ein Zeichen, dass Wahrheitsliebe die Hunde umtreibe. Sein Sokrates kannte da keine Berührungsängste: „Du kannst auch das an den Hunden beobachten und zwar als einen außerordentlich merkwürdigen Zug an diesem Tier“ (Platon, a.a.O., S. 74).

Langfristig sprang für die Hunde aus dieser philosophischen Nobilitierung nicht viel heraus. Wie soll man das wieder verstehen, wo ansonsten jede kleine Bemerkung der

frühen Meisterdenker für wenigstens zwei Dutzend Dissertationen gut ist? Das Lob, selbst aus dem Munde eines Sokrates, verpuffte in einem hartnäckigen Konstruktionsfehler der philosophischen Diskurse: Hunde waren und blieben außen vor. Sie konnten an ihnen keinen Anteil nehmen und sahen der Geburt, dem Wettstreit, der Agonie oder der Auszeichnung der Argumente bestenfalls schwanzwedelnd zu, während Menschen ihre Welt in die Hundewelt hineinredeten und das rektale Gefächel als dankbare Bestätigung der treuen Kreatur entgegennahmen. Soziobiologisches Hundeinteresse ging bei Platon gegen Null. Nicht einen Gedanken verschwendete er an die Frage, ob nicht erst der Mensch den Hund zum Wachhund macht, etwa als billigen Ersatz teurerer Zäune zum Hüten des Eigentums – das dem Menschen wahrlich nicht die Hunde, wohl aber andere Menschen neiden.

Der kaiserliche Stoiker Marc Aurel rückte die Sache wieder zurecht. Hunde machen gar nicht das, was Menschen ihnen die ganze Zeit nachsagen oder vorschreiben. Sie kokettieren nicht. Sie lassen sich für nichts einspannen. In Menschenhändel wollen sie nicht verstrickt werden und siehe da: Es gereicht ihnen plötzlich zum philosophischen Vorteil! Ganz unverhofft werden sie zu Vorbildern ihrer zweibeinigen Herren! „Das Pferd, wenn es gelaufen ist, der Hund, wenn er die Spur verfolgt hat, die Biene, wenn sie Honig gemacht und dadurch einem Menschen Gutes getan hat, sie schreien es nicht heraus, sondern wenden sich zu anderem Tun ... Zu denen also muss man gehören, die gewissermaßen ohne innere Aufmerksamkeit so handeln“ (Marc Aurel 1976, S. 79).

2.

Vom Zerberus zum Moralwauwau: Hunde schnüffeln am liebsten an allem, was auf dem Boden liegt. Das ist verständlich, wurde ihnen aber zum religiös-metaphysischen Verhängnis – ganz so, als wendeten sie sich von allen Himmeln ab, um nur im Schmutz der Erde nach dem Ihren zu suchen. Der Koran sagt im Vers 176 der Sure 7, der Ungläubige mache es wie die Hunde: „er neigte der Erde zu und folgte seinem bösen Gelüst. Er gleicht daher einem Hunde: treibst du ihn fort, so lechzt er, und beachtest du ihn nicht, so lechzt er. Gerade so geht es Leuten, die unsere Zeichen leugnen.“ Bekehrungsresistent seien sie – während die Katzen zu Lieblingstieren des Propheten wurden, übertrafen allenfalls von den Vögeln. Von ihnen heißt es: „Sehen sie nicht die Vögel, die in Dienstbarkeit gehalten sind im Gewölke des Himmels? Keiner hält sie zurück als Allah. Wahrlich, darin sind Zeichen für Leute, die glauben“ (Koran 16, 79).

Doch mancher Hund könnte hienieden durchaus im Plane höheren Heils mitwirken. Er gehört womöglich zum himmlisch angelernten oder angeheuertem Aushilfspersonal. Trotzdem wird der Gläubige nie ganz sicher sein können, auf welcher Seite der Vierbeiner letztlich agiert. Der Hund gesellt sich zu den Armen, liegt mit Lazarus unter dem Tisch und – leckt noch dessen Wunden, kurz bevor dieser stirbt und von den Engeln in Abrahams Schoß zurückgetragen wird (Lk 16, 19-31). Dieser Hund wirkt menschlich, weil er tut, was Menschen unterlassen und was dem Herrn ein Wohlgefallen ist. Mit dieser großmütigen Aktion hätte der eine Hund, stellvertretend für alle Artgenossen, den Bann brechen können und seine Spezies als Mitstreiter im theologischen Heilswirken qualifizieren können; von Erlösung wollen wir gar nicht erst reden.

Es war nicht der theologische Durchbruch für die Hunde! Die Lazarus-Aktion verpuffte ohne wohltätige Konsequenzen; üble Nachrede erwies sich als stärker. Menschen, die sich dem Glauben verweigern oder aus sonstigen Gründen keinen Zugang zur illustren Schar der wahren Gottesfrommen hatten, wurden auch fortan als hündisch abgekanzelt. Schon ist der Hund selber zum Lazarus geworden. Als ewig Unerlöster streicht er durch finstere Welten und liegt unter Tischen. Bei ihm ist das Wort des Heils im buchstäblichen Sinne vor die Hunde geworfen (MT 15,26).

Das Hundepersonal wird, Erbe alter Tage, nur ausnahmsweise in respekterheischenden Rollen eingesetzt. Keiner der vierbeinigen Akteure bringt es zu einer nachhaltigen Karriere, die über die Bösewicht-, Knurrmichel-, Vielfraß- oder Moral-Wackeldackel-Rolle hinaus die Riege wahrhaft sympathischer Identifikationsfiguren ansteuern darf. Kein Heiliger trägt ein Hundegesicht. Letztlich scheint, mit Ausnahme der Arche Noah, für die Hunde in den großen monotheistischen Weltreligionen nichts angedacht oder vorgesehen zu sein, was irgendeiner theologischen Heilszusage entspricht. Was sagen denn die anderen?

Nicht in allen Kulturen streunern die unerlösten Hunde vergeblich um die Heilsbotschaften herum und hören sie nicht. Die Chandogya-Upanishad traut sich, ihnen sogar eines der heiligen vedischen Rituale zuzuschustern. Eines Tages erschien ein Hund bei einem Priester, der die vedischen Hymnen rezitierte. Andere Hunde gesellten sich ihm zu, der den Opferpriester bat, ihnen durch seinen Gesang Nahrung zu verschaffen. Der fromme Mann lud sie für den nächsten Morgen ein.

Ihr Einzug glich dem der Priester bei einem besonderen vedischen Opfer, das eine Jagd symbolisiert. Der Auftakt war ritualtechnisch gelungen. Nun aber machten die Hunde Jagd